

(Nachdruck verboten.)

33]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Der Kuckuck an der Wand schrie, da richtete sich endlich der Verfunzene auf und warf einen schier scheuen Blick nach der alten Uhr — was, schon sechs schrie der? Da kam bald die Nacht — die letzte Nacht. Vieh verdammtes, schrei nicht immerfort, halt an Dich, daß die Stunden nicht so laufen!

Jetzt noch 12 Stunden! Zwölf Stunden, bis früh um sechs der Starren geladen wurde mit dem, was man mitnehmen durfte — das bißchen Plunder.

Nur noch zwölf Stunden — es war Zeit, den Rundgang anzutreten, noch einmal alles anzuschauen in dem Reich, das man dann nie mehr sah. Wankend verließ der Mann die Stube. —

Die Fränz, die bei der Nacht aus dem Stroh des Stalles allerhand kleine Schätze hervorholte, die sie so lang darin verborgen gehalten, wurde von einem fast abergläubischen Entsetzen gepackt, als sie plötzlich das Mühlrad gehen hörte.

„Jesses!“ Sie schlug rasch ein Kreuz. Aber dann faßte sie sich — ei was, sie hatte sich wohl getäuscht — das Klatschen und Schlagen des Rades hatte sie gar so lang nicht mehr vernommen, wohl möglich, daß sie's jetzt verkannte. Aber gucken mußte sie doch einmal! Neugierig schlich sie hinter's Haus — richtig, da schäumte und brauste das Wasser im Mühlgraben und das große Rad drehte sich im Schwung. Es war dunkel, aber so viel Licht gab der Mond doch her, daß man den silbernen Perlenstrahl blinken sehen konnte, der über die Rad-schaukeln schoß.

Sie unterdrückte einen Ausruf höchster Verwunderung — wer, wer hatte das getan?! — Da sah sie unweit von sich, auf dem schmalen Mühlsteig, über den das erregte, quirlende Wasser schlug, eine große Gestalt stehen. Das war der Vater! Sie erschrak; der stand da auf gefährlichem Platz, wie ein Nachtwandler, der von Schwindel nichts weiß. Die Hände streckte er aus, als wollte er das schwingende Mühlrad greifen, den Kopf hielt er lauschend zur Seite.

Sie traute sich nicht, ihn anzurufen, leise schlich sie sich fort. —

Es war eine zwiepfältige Nacht. Draußen in der Natur war der große Friede, innen aber in der Mühle wanderte ein unruhiger Geist. Der fand nicht Ruh'; bald zog er das Rad auf, bald stellte er's wieder still. Bald stand er außen auf dem schwanfenden Steg, bald eilte er innen in der Mahlstube, in der ein einsames Lämpchen zitterte, geschäftig hin und her, nahm die Wann' auf die Schulter und schleppte sie, als ob er die Gänge fleißig mit Korn bediene. Das Läutewerk über den leeren Trichtern läutete unablässig, die ausgehungerten Gänge klapperten laut, die Welle drehte sich schwindelnd rasch, durch die zerfressene Müllergaze des Cylinders hüpfen quietschende Mäuse, es war ein Leben mitten in der Nacht, als könne die Mühle am Tag allein die Arbeit nicht schaffen.

Neugend vor Emsigkeit rastete Müllerhannes dann endlich oben an der Galerie, sah aufs eilig sich rührende Werk und wischte sich hochatmend den Schweiß ab.

Eine lehnte neben ihm und blickte neugierig großen Auges mit ihm hinunter aufs Getriebe; sie hatte ein junges, weichwangiges Gesicht, lächelnd und sanft zärtlich schmiegte sie sich an ihn —

„Tina —!“ Er schrie's plötzlich und breitete die Arme aus — da erlosch des Lämpchens mühselig flackernder Schein, er war im Dunkeln. Die Jugend war fort. Die Finger, die er ins buschige Haar krallte, fühlten, wie starr und grau das war.

Und aus der Mahlstube ging's in den Flur, und aus dem Flur zur Treppe. Das Lämpchen, das er in Hast wieder entzündet, vermochte seine zitternde Hand kaum zu halten.

Schwerfällig die Stufen hinauf — tapp, tapp — nicht so laut, pst, pst! — hinter der Thür der Siebelstube lag die Frau und wimmerte — „Mühr mich net an!“ — er traute sich nicht weiter. Auf die oberste Stufe der Treppe kauerte er sich, stellte das Lämpchen hin, zog die Beine dicht unter sich und wartete. Auf was —?! Unten schrie der Kuckuck: „Kuckuck!“

Eins! Was, schon eine Stunde nach Mitternacht?! — Und jetzt: „Kuckuck, Kuckuck!“

Zwei!

Und nun schon: „Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!“

Drei! Drei — drei Uhr schon?! Wo war die Nacht geblieben, die war doch sonst so lang?!

Wie ein Trunkener taumelte Hannes auf. Nicht rasch genug kam er die Stiege hinunter, seine Beine waren eingeschlafen, hunderttausend Ameisen kribbelten darin herum. Er strauchelte, er stürzte, er stolperte weiter. Noch drei Stunden und er sollte hinaus aus der Mühl! Aus dieser Mühl! Aus seiner Mühl? Nein, nein! Er gab sie nicht — er gab sie nicht her — heute Nacht war sie erst sein geworden — in Arbeit und Schweiß und Mühl.

In fieberhafter Inbrunst packte er die Bände an und streichelte sie, er küßte sie — sie waren sein, sein — niemand konnte sie ihm nehmen — drei Stunden noch — n, lange drei Stunden — eine Ewigkeit — — —

„Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!“

Vier Uhr!

„Auder vermaledeites!“ Mit einem furchtbaren Fluch stürzte der Wirre in die Stube zurück, vor der Uhr pflanzte er sich auf und stierte sie an mit blutunterlaufenen Augen: „Se, schreiste schon wieder, du Unglücksvieh?! Olan, du treibst mich net! Sie treiben mich alle net! Ich lassen mich net treiben! Ich han noch Zeit, noch en lang Zeit, noch en Ewigkeit — ich sein der Herr hei, ich sein den Müllerhannes, ich bleiben den Müllerhannes.“ Er kuckte, er lallte — „Kuckuck — wüßte schon wieder schreien? Halt — dein Maul — da — haste wat!“

Der Wütende holte aus; mit einer Faust griff er ins Kettengehänge, mit der andren traf er die alte Uhr, gerad gegen das Thürchen — der Kuckuck sprang noch einmal heraus. Krach, — Staub und Trümmer flogen, der ganze Kasten lag am Boden, und der Herr dabei — — —

Der ausgesperrte Nero, der draußen die Kunde um die Mühle machen mußte, heulte laut. Davon erwachte die übermüdete Fränz. Oder war's der dumpfe Knall unten im Haus, der sie weckte? Die Großmutter, die mit ihr den Strohsack auf der nackten Diele der Siebelstube teilte — das Bett war schon verpackt — hatte zwar nichts gehört.

Die Sonne lugte eben morgenrotverschämt durchs unverbängte Fenster. Wieviel Uhr war's?! Noch zögerte Fränz ein wenig, reckte sich, gähnte, schob die nackten Arme unter den Kopf und drufelte noch ein paar Minuten wohligh mit halbgeschlossenen Lidern. Was für ein Tag heut', war ihr noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen; aber nun fuhr sie plötzlich auf, mit beiden Füßen zugleich stand sie auf der Diele. Was sie der traumlos tiefe Schlaf vergessen gemacht, war auf einmal wieder da: heut' war der Auszugstag, heut' mußten sie fort.

Mit vor Eile bebenden Händen kleidete sie sich an — warum nur der Kuckuck unten gar nicht rieft? Sonst hatte der sie immer aus dem Bett getrieben. Rasch, rasch! Eh die Sonne prall überm Thal stand, mußten sie fort sein mit ihren paar Siebensachen; die Neugierigen sollten's Nest leer finden! Sie biß die Zähne zusammen, jetzt nur keine Wehleidigkeit, zum Heulen war nachher Zeit. Die jammernde Großmutter mit einer gewissen Raubeit zur Eile antreibend, rannte sie hurtig die Stiege hinunter.

Wenn auch die Bewohner der Mühle Tag und Stunde ihres Auszuges verschwiegen hatten, irgendwie mußten die Maarfeldener doch Wind davon bekommen haben. Wenn sie sich auch genierten, in hellen Häufen dazustehen und zu gaffen, allerorts in der Nähe der Mühle hatten sich doch verstoßen kleine Truppschen eingefunden; jenseits der Straße am grünen Rain knieten ein paar Weiber, anscheinend Kräuter schneidend hatten im Wiesenland des Bachs Posto gefast, über den Felsen hatten im Wiesenland des Bachs Posto gefast, über den Felsen von der Höhe des Ackerlandes herab gukten die Pflüger, und Knaben und Mädchen, mit Schiefertafel und Fibel, steckten im Gebüsch nah den alten Weidenbäumen. Aller Augen hatten den einen Zielpunkt — die Mühle. Klappete nicht eine Thür, klirrte nicht ein Fenster? Hörte man nicht den Mann fluchen, die Weiber weinen?! Nein, alles still. Die Ungeduld wurde auf die härteste Probe gestellt.

Da der Nero mit seiner dampfenden Zunge und seinem lauten Rellen nicht aufzuwar, wagten sich die Kinder näher, immer näher: bald auch die Erwachsenen.

Warum kam denn noch immer kein Mensch heraus? Der Karren stand doch schon halb geladen vor der Thür — des Rhein Pferd, das der Hergeliehen, war schon vorgepannt. Des Rhein Knecht, der Jakob, mußte wenigstens herauskommen, man hatte ihn doch vor einer langen Weile hineingehen sehen? Wollte der Müller am End' nicht gutwillig raus? Möglich wär's! Die Wartenden rückten zu einander — allerhand Meinungen wurden erwogen, fertig mußten die drin doch längst sein — was hatten die denn groß aufzupacken?!

Der Gaul vorm Karren scharrte ungeduldig — ja, dem wurde auch die Zeit lang! — noch immer rührte sich im Haus nichts. War ein Unglück geschehen? Das konnte wohl möglich sein! Wenn der Müller, der jähzornige Kerl, den Jakob vielleicht verprügelte?!

Nein, da konnte man nicht so ruhig zusehen — nein, da mußte man dazwischentreten.

„Klopp Du eh's an, Peter!“

„Ne, klopp Du doch, Nikla.“

„Willem, Du bis den Metstten, klopp Du an und lud eh's, wat je drin machen!“

Ja, ja ankloppen und dann gleich hereingehen, dafür waren auch die Weiber, aber sie selber zogen sich wohlweislich ein wenig zurück.

Der Theißen Willem, ein kräftiger Mann, machte sich heran. Eben wollte er mit der linken Faust klopfen und mit der rechten Hand zugleich die Klinke niederdrücken, als die Thür aufging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte einer Südsee-Insel.

Den Inselböckern des Stillen Oceans, die zuerst durch die Weltumsegelungen des englischen Entdeckers Cook im 18. Jahrhundert ihren europäischen Antipoden näher gebracht worden sind, hat die Berührung mit der christlichen Civilisation durchweg nicht zum Vortheil gereicht. Von den Maoris auf Neuseeland im Süden bis zu den Kanaken auf den Sandwich-Inseln im Norden stehen die Eingeborenenstämme heute auf dem Aussterbe-Glat: im Bereiche des eigentlichen Polynesien sprechen alle Anzeichen dafür, daß es den Samoanern unter deutscher Flagge nicht anders ergehen wird, als es den Insulanern von Tahiti unter französischer ergangen ist. Dies Völkchen, dessen tropische Heimat einst Cooks großer Begleiter auf der Fahrt von 1772, Georg Forster in seiner „Reise um die Welt“ als ein Paradieses Nouveaueisches Naturgenosses in glühenden Farben gemalt hat, ist seitdem, durch den blindwichtigen Konkurrenzneid von katholischen und protestantischen Predigern der christlichen Liebe in den Bürgerkrieg hineingehetzt, durch die Ländergier der französischen Bourgeoisie brutal vergewaltigt, durch den Verkehr mit den Europäern demoralisirt, auf einen Nüchlichen und entarteten Rest zusammengeschmolzen. Nur an einer Stelle des polynesischen Inselgewirrs, auf dem kleinen Eiland Pitcairn, sind der Berührung von Eingeborenen und Europäern bessere Früchte entsprungen. Da war es allerdings kein civilisierter Staat, der das Gute gesät hat, sondern ein einfacher ungebildeter Seemann, der von der Kulturgesellschaft als Verbrecher ausgestoßen und mit dem Galgen bedroht war. So stellt die Vergangenheit des Eilandes Pitcairn und die Vorgesichte seiner Besiedelung eines der merkwürdigsten Kapitel in der Geschichte der Südsee und ihrer Inselwelt dar.

Im Jahre 1787 entsandte die britische Regierung das Kriegsschiff „Bounty“ unter dem Befehl des Kapitäns William Bligh nach dem Stillen Ocean, um auf Tahiti Schößlinge des daselbst einheimischen Brotbaumes an Bord zu nehmen und von dort nach Westindien zu schaffen: wo man diese tropische Pflanze zu akklimatisieren gedachte. Während eines ungefähr sechsmonatlichen Aufenthalts in dem paradiesischen Lande erfreute sich die Mannschaft der „Bounty“ ziemlich ungebundener Freiheit im Umgang mit den gastfreundlichen und herzensguten Eingeborenen. Als dann das Kriegsschiff in den ersten Monaten des Jahres 1789 die Weiterfahrt nach Westindien antrat, lastete der Zwang der militärischen Disziplin um so schwerer auf ihnen, da Kapitan Bligh ein regulärer kleiner Tyrann war, der seinen Untergebenen den Aufenthalt an Bord auf alle Weise zur Hölle zu machen versand. Es garte unter den Leuten. Im aufgebordachsten war der erste Offizier der „Bounty“, Fletcher Christian, den Kapitan Bligh besonders gerne mit allen möglichen Ventalitäten verfolgte. Am Nachmittag des 27. April 1789 war Christian wieder so gemeinen Beschimpfungen ausgesetzt gewesen, daß er den verzweifelten Entschluß faßte, während der nächsten Nacht das Schiff heimlich auf einem kleinen Floß zu verlassen, in der Hoffnung, irgendwo an Land getrieben zu werden. Da sich der Plan aber nicht ins Werk setzen ließ, kam er in der Nacht auf den Gedanken, lieber den Kapitan dem Spiel der Wogen zu überlassen. Die wenigen Leute, mit denen Christian am andern Morgen ein paar Worte über

diese Idee wechselte, hatten alle unter der Tyrannei Blighs zu leiden gehabt und waren damit einverstanden, daß man sich seiner entledigte. Am 28. April brach also bei der ersten besten Carambolage mit dem Kapitan die Meuterei los. Die Mehrzahl der Matrosen ergriff Christians Partei. Bligh ward samt den wenigen Leuten, die mit ihm hielten, überwältigt und in einem Boot ausgefetzt. Während die „Bounty“ mit den Meuterern einschwand, trieb Blighs kleine Mannschaft in dem Boote drei Monate umher, gelangte aber schließlich nach der holländischen Insel Timor und von da nach England, wo selbstverständlich der Kapitan alle Verantwortung für den Verlust des Schiffes von sich abwälzte, den Meuterern die ganze Schuld zuschob.

Die Nachforschungen nach dem Verbleib der „Bounty“, die daraufhin die britische Regierung anstellte, blieben ergebnislos. Dagegen gelang es 1791, einiger Leute aus der Besatzung habhaft zu werden, und zwar auf Tahiti. Dahin waren die Meuterer nach der Katastrophe zunächst geflohen, hatten den gastlichen Hafen aber bald — 1790 — wieder verlassen, um anderswo ein verborgenes Plätzchen zur Besiedelung zu finden, weil Tahiti der Mehrzahl nicht sicher genug vor der zu gewärtigenden Verfolgung erschien. Wie begründet diese Furcht gewesen war, mußten nun die wenigen Leute erfahren, die lieber bei den freundlichen Insulanern geblieben waren, als aufs neue in die unbekannte Welt hinauszugeseln: sie wurden gefangen nach England geschleppt, kriegsgerichtlich prozessiert und drei von ihnen 1792 mit dem Strang hingerichtet. Die übrigen misant dem Schiff galten lange Jahre für verschollen: so weitentlegen war die Insel, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatten. Es war die Pitcairn-Insel, 130 Grad 6 Min. westlich von Ferro, 25 Grad 3 Min. südlich vom Aequator, ein damals unbewohntes Fleckchen Erde von 3,5 Kilometer Länge, 1,6 Kilometer Breite, das zwar zur Gruppe der Paumotu oder Niedrigen Inseln gerechnet wird, aber im Unterschied von deren sonstigem Charakter nicht ein nur wenige Meter über den Meeresspiegel emporsteigendes Korallenriff darstellt, sondern vulkanischen Ursprungs und voll von bewaldeten Hügel bis zu 320 Meter Höhe ist. Das anbaufähige Land von Pitcairn beträgt etwa 80 Hektar. Außerdem aber bot die tropische Vegetation der Insel Kokosnüsse, Bananen, Orangen, Jams usw. Für die Fleischnahrung kamen hauptsächlich Tauben, Hühner, Schweine und Ziegen in Betracht, und der Fischfang konnte ergebnisreich sein, wenn er auch durch die steilen Klüften und die heftige Brandung erschwert war. Nimmt man dazu ein zwar heißes, aber gesundes Klima, dem es nicht an Regen fehlte, so waren die äußeren Vorbedingungen wohl gegeben, um den Ansiedlungen auf der „Bounty“ ein angenehmes Leben zu ermöglichen, wenn sie nur in sich das Zeug dazu hatten.

Es war eine buntgemischte Gesellschaft, die sich 1790, nachdem sie die „Bounty“ auf den Strand hatte auflaufen lassen, alles Verwendbare herangeschafft und schließlich das Schiff selber zur Vernichtung aller Spuren des Geschehenen verbrannt hatte, auf Pitcairn häuslich einrichtete. Sie bestand nämlich nicht allein aus den englischen Seeleuten, im ganzen neun an der Zahl, sondern außerdem aus achtzehn Eingeborenen, wovon sechs Männer und zwölf Frauen, die teils von Tahiti, teils von dem weiter südlich gelegenen Tenuai mitgenommen waren. Im Zusammenleben mit diesen Polynesiern mußte es sich nun erproben, ob die Engländer, die sich gegen die Tyrannei ihres Kapitäns empört hatten, selber im Stande waren, die Rechte anderer zu achten. Sie begannen sogleich damit, Herrrechte gegen die Eingeborenen geltend zu machen. Das anbaufähige Land ward unter die Engländer aufgeteilt. Die Polynesier bekamen nichts, sondern sollten für die Europäer arbeiten. Mit der wirtschaftlichen Ausbeutung nicht genug, nahmen die neun Meuterer den Polynesiern auch noch ihre Frauen weg und verteilten sie unter sich, außer dreien, die den Polynesiern belassen wurden. Die Folgen in Gestalt von Meid, Eifersucht und Haß blieben nicht aus; bald lehrte auch die Trunksucht unter den Ansiedlern ein, als es einem von ihnen gelang, einer Pflanze ein herauschendes Getränk abzugewinnen. Da auch die Engländer unter sich nicht im besten Einvernehmen lebten, glückte die Kolonie bald einer kleinen Hölle, in der eine Plutthat die andre jagte. Erst wurden zwei Eingeborene gemordet. Die übrigen Insulaner töteten ihrerseits bei nächstlicher Weise Fletcher Christian und vier andre Weiße. Dann brachte ein Polynesier einen andern seines eignen Stammes ums Leben, zwei Eingeborene fanden von der Hand der übrig gebliebenen Weißen den Tod, der letzte durch die Frauen, die mit den Engländern hielten. Vier weiße Männer waren nun noch am Leben. Davon stürzte einer in der Trunksucht von einem Felsen und kam um, einen zweiten töteten die beiden andern, und nachdem auch von diesen im Jahre 1800 einer gestorben war, lebte nur noch einer von den Meuterern der „Bounty“, Alexander Smith, oder wie er sich in späteren Jahren nannte, John Adams. Außer ihm bestand die Bevölkerung von Pitcairn aus acht tahitischen Frauen und neunzehn halbblütigen Kindern.

Mit dem Jahre 1800 begann auf Pitcairn ein neues Leben. Noche Adams auch früher unter üblen Einflüssen nicht der beste Bruder gewesen sein, der schweren Verantwortung, die auf ihm als dem natürlichen Führer und Beschützer der Schar von eingeborenen Frauen und Kindern lastete, ward er sich vollkommen bewußt und er richtete sein Handeln entsprechend ein. Die ersten Engländer, die im letzten Jahrhundert Pitcairn anliesen, Sir Thomas Staines und Kapitan Pison im Jahre 1814, waren überrascht, hier eine englischsprechende Bevölkerung zu finden, die trotz ihres Mischlingscharakters vollständig civilisiert war. Staines urteilt über Adams: „Sein exemplarisches Betragen und seine väterliche Fürsorge für die ganze

Seine Ansiedelung mußten Bewunderung erregen.“ Alle Besucher der Insel in den nächsten Jahrzehnten sind des Lobes voll für die Ordnung, die unter Adams Leitung hier herrschte. Seine einzige Nichtschmuck war die Bibel geworden. Aber er hatte seine Schutzbefohlenen nicht bloß zu dem Buchstabenbekenntnis frommer Christen erzoget, sondern ihr ganzes Leben war nach den Vorschriften des Evangeliums eingerichtet, die hier im Sinne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgefaßt wurden. Die ganze Kolonie bildete eine große Familie, die das Inselchen als ihr gemeinsames Erbe betrachtete und behandelte: sie war, wie verschiedene Beobachter es genannt haben, eine Art von kommunistischer Dorfgemeinde. Das Schicksal der Ausbeutung, womit es anfangs versucht worden war, existierte nicht mehr. An seine Stelle war eine Arbeitsorganisation getreten, wo einer für alle und alle für einen thätig waren: bei der Nahrungsbeschaffung, wobei es sich hauptsächlich um die Kultur von Yamswurzel und um den Fischfang handelte, ebenso wie bei der Herstellung der europäisch zugeschnittenen Kleidungsstücke, die aus den Fasern des Maulbeerbaums gefertigt wurden und viel Mühe machten. Die Pitcairn-Insulaner erschienen ihren Besuchern als Muster aller sozialen Tugenden; ihre Gastlichkeit und Hilfsbereitschaft war grenzenlos: Schiffbrüchige bewirteten und beherbergten sie monatelang, ohne ein Entgelt zu fordern oder zu nehmen. Trunksucht und Verbrechen waren unbekannt.

Auf der von John Adams gelegten Grundlage hat sich die Kolonie weiter entwickelt, auch nachdem er 1829 in hohem Alter verstorben war. Die Bevölkerung wuchs stark an; gleichen Schritt damit hielt ihre materielle und geistige Entwicklung, die gefördert ward durch Sendungen von Büchern, Geräten usw. aus England, wo sich längere Zeit die öffentliche Meinung für das zivilisierte Insulanerleben lebhaft interessierte. Indes verließ die Entwicklung von Pitcairn nicht ohne wiederholte Unterbrechungen. 1830 verließ die ganze Kolonie aus Furcht vor Trockenheit die Insel und zog nach Tahiti, dessen unerquickliche Verhältnisse die weisfremden Pitcairner aber schon 1831 wieder nach ihrer friedseligen Heimat zurücktrieben. Hier vermehrten sie sich bis auf 191 Personen im Jahre 1856; da zogen sie aus Furcht vor Uebersiedelung von neuem aus, diesmal nach der Norfolkinsel. Ein Teil der Verpflanzten empfand aber so heftiges Heimweh nach den Hügeln und Wäldern von Pitcairn, das er 1858 dahin zurückkehrte. Im Jahre 1864 hausten im ganzen 43 Menschen auf der Insel, die bis 1898 sich ohne Zugang von außen auf 142 vermehrten: hiervon trugen allein 51 den Namen Christians, des Führers bei der Meuterei von 1789.

Der letzte offizielle Bericht über die Lage der Pitcairn-Insulaner stammt aus dem Jahre 1901 und ist von dem Kapitän Knowling verfaßt, der auf dem englischen Kriegsschiff „Zeacus“ das Eiland besuchte und alles beim alten fand. Nureit der Bounty-Bucht liegt, etwa 130 Meter über dem Meeresspiegel, die Niederlassung, Adamsown genannt, eine Anzahl hübscher Wohnhäuser mit einer Kirche. Ringsum erheben sich amphitheatralisch die bewaldeten Höhen zu einem prächtigen Panorama. Die beiden Schulhäuser, eins für das männliche, eins für das weibliche Geschlecht, dienen gleichzeitig den noch unverheirateten Erwachsenen beiderlei Geschlechts als gemeinsame Wohnung mit gemeinsamem Speiseraum. Die Insel befindet sich, Knowling zufolge, in einem zustande mannigfaltiger und sorgfältiger Bebauung. Die Wege werden gut in Stand gehalten. Ein Walboot befand sich gerade im Bau. Beide Geschlechter arbeiten fleißig und waren dabei heiter und liebenswürdig. Die Regierung, aus sieben Personen bestehend, die einen Vorsitzenden ernennen, wird alljährlich am 1. Januar neu gewählt, und zwar von Männern und Frauen. So haben es die Pitcairn-Insulaner zu einem hohen Grade von Civilisation gebracht trotz des polynesischen Blutes, das in ihren Adern rollt. Hier von ist übrigens in ihrer äußeren Erscheinung nichts zu merken: von weißer Körperfarbe, blauäugig und blondhaarig, zeigen sie ganz den Typus des Angelsachsen, dessen Sprache sie auch sprechen, obgleich so stark dialektisch gefärbt, daß es nicht leicht ist, sich mit ihnen zu verständigen.

Knowlings Bericht gipfelt in dem Satze: „Wenn man auf den gegenwärtigen blühenden Zustand der Insel und ihrer Bewohner sieht, so ist es schwierig zu verstehen, wie so nachteilig lautende Berichte in die Welt gegangen sein können.“ Solche Berichte hatten in den letzten Jahrzehnten etliche englische Seefahrer ertüchtet, die allerlei Anzeichen der Entartung und des Verfalls an den Pitcairnern entdeckt haben wollten; daß darz nach Knowlings Bericht als erledigt gelten. Das einzige Thatsächliche in dieser Richtung ist, daß sich im Jahre 1897 eine Wortschat auf der Insel zugeiragen hat, die erste seit der Zeit vor 1800. Möglich, daß sich im Laufe der Zeit wirklich üble Folgen der unter den Pitcairnern herrschenden Inzucht und des Mangels an Verkehr mit der Außenwelt einstellen. Soviel aber beweist die Vergangenheit der Insel unter allen Umständen, daß die Südsee-Insulaner nicht ohne weiteres für uncivilisierbar gelten können. Darum bildet die Geschichte von Pitcairn eine schwere Anklage gegen die üblichen Methoden der europäischen Kolonialpolitik.

Dr. H. Conrady.

Kleines feuilleton.

k. Eine „Blüte“ edlen Menschentums. Ein wahres Pracht-Exemplar von einem „Enob“ ist der reiche französische Graf Robert de Montesquiou-Fezensac, ein Dichter der symbolistischen Schule, der nach Amerika hinübergegangen ist, um Vorträge zu halten, aber

nicht für schönen Mamon, sondern als „Missionar für Litteratur und Kunst“. Er will im Lande der Dollars zu den neuen „600“, die es allerdings sehr nötig haben, über Kunst, Litteratur, Geschmack und Schönheit sprechen. Seine Ankunft erregte Sensation. Den Interviewern gab der edle Graf sich rückhaltlos in all seiner Schönheit zu erkennen; wir geben hier nur die Hauptzüge des hehren Bildes wieder: Der Graf ist ein „melancholischer Apostel der Schönheit“. Er verehrt Frauen und Fledermause und die blaßblaue Hortensie. Er schreibt Verse zu einer Begleitung von Parfums und verändert den Schauplatz seiner Umgebung je nach seiner Empfindung. Der Graf ist ein direkter Abstammung des berühmten d'Artagnan und ist unter anderem Besitzer des „Musenpavillons“ in Neuilly. Nach Amerika hat er 35 Koffer mitgebracht. In einem Interviewer sagte er: „Ich stehe allein — die Fledermaus ist mein Symbol — das Sinnbild der Melancholie und Einsamkeit. Ich stamme aus einer merkwürdigen Familie. Ich konnte nicht gewöhnlich sein. Die betretenen Pfade sind nicht — für mich. Die Herden fallen von mir ab. Ich bin hier als Missionar der Litteratur und Kunst. Ich habe eine Leidenschaft für das Schöne und einen Abscheu vor der Gewöhnlichkeit. Ich bin ein alter Philosoph. Ich habe mich mit der Notwendigkeit abgefunden, immer unter dem Schönen zu sein. Man gebe mir fünf Minuten und meine paar Koffer.“ Er hat sie mit 35 Wundern vollgestopft,“ fiel hier Gabriel de Sturi, sein ständiger Begleiter ein, der gleichfalls seine Vorzüge hat. Er wurde von Verlaine „Engel Gabriel“ genannt. „Er ist sein Bewunderer, sein Freund und sein Mitreisender, im übrigen ein Südamerikaner, der mutig eine erdbeerfarbene Weste trägt.“ Der Graf kann unmöglich in Zimmern leben, die von irgend einem andern möbliert sind. Sie sollten ihn in seiner eignen Umgebung sehen, mit ihm den Musenpavillon in Neuilly betreten. Da ist der Drüder.“ Damit zeigte er auf die Uhrtafel seines Meisters. Der Drüder war aus Gold, auf einer Seite mit Nephrit, auf der andern Seite mit einem großen Amethysten geschmückt, das Geschenk eines Verehrers. „Ich liebe Nephrit, die Farbe der Augen der Herodias,“ sagte der Graf, „und den Amethyst, die Farbe der Augen Johannes des Täufers.“ „Sie sollten in seine Koffer blicken,“ trompetete der Engel weiter. „Perfische Kleider, prächtige Juwelen, kostbares Leinen. Er könnte nicht ertragen, daß etwas in seinem Anzug unharmonisch ist. Alles passend, alles eine Schattierung, von den Strümpfen bis zur Kravatte. Jetzt violett, die Farbe der Melancholie, dann rosa, die Farbe der Hoffnung, dann blau, die Treue. Damals sprach er wenig und schrieb die Anweisungen für seinen Diener auf die Wand, bezeichnete so die Kleider, die seine Muse ihm diktierte, die Farbe, die sein Gefühl verlangte. Das waren die ruhmvollen Tage der mit Juwelen besetzten Schildkröten, als die schönen Gedichte zum Lobe der blauen Hortensie, die der Graf liebt, geschrieben wurden. . . . Auf seinem Pult, zu seinen Füßen waren Hortensien gestreut. Damals schrieb der Dichter, von ihrem Duft entzückt, mit verschiedenfarbiger Tinte auf verschiedenfarbigem Papier. Er suchte ein bestimmtes Zimmer für einen bestimmten Gedanten, eine bestimmte Farbe für ein bestimmtes Gefühl, eine bestimmte Zeit für eine bestimmte Empfindung. Jedes Zimmer in dem Pavillon spricht von Geschmack und Individualität. Wenn er Verlaine besuchte, so ging ich erst hin und sah, daß Verlaine zu seinem Empfang schon gemacht wurde, dann folgte er und sprach mit ihm von den Dichtern. Auf seinem Besitztum in Neuilly hat der Graf ein Feld mit Gänseblümchen, die beim „Dralet“ immer antworten: „Ueber alle Mahen.“ Dieses Feld soll nach der Bestimmung des Grafen alle Liebenden glücklich machen, und die Gärtner müssen alles versuchen, daß diese Gänseblümchenart erzeugt wird. Als wir Paris verließen, folgte ein Zug Frauen ihm zum Schiff und schmückten sein Zimmer mit weichen Drajdeem und Rosen.“

Während dieses Sermons war der Graf hinausgegangen, jedenfalls um dem „Engel“ freien Lauf zu lassen; jetzt kehrte er zurück und sagte: „Eines Tages werde ich ein Buch über Kleidung schreiben, das alle Frauen lesen sollten. Eine Frau, eine schöne Frau, eine der klügsten Frauen, die ich kenne, geht jedes Jahr in Paris zu einem Schneider, einem Künstler. Sie läßt sich das schönste zeigen und dann bestellt sie, was niemand bestellt. Das ist die Individualität der Kleidung, die jede Frau suchen muß. Ich verehere das Schöne. Ja, ich bin Sammler. Die Mission eines Sammlers ist, zu entdecken. Ihre Sammler sollten keine fabelhaften Summen für etwas ausgeben, das von andern gefunden worden ist. Das ist gewöhnlich.“ Der Graf ist stolz auf die kostbaren Kunstgegenstände, die er gesammelt hat. In Neuilly hat er berühmte Tapissereien und Vasen. Ein Zimmer ist dort den Reliquien der Gräfin von Castiglione gewidmet. Er besitzt ihre Briefe, Juwelen, kosmetischen Mittel, Haarnadeln. In einem Faß bewahrt er den berühmten, mit Lächeln besetzten Stod Ludwigs XV. Zwar geht von diesem das böse Gerücht, daß er sich just mit ihm bei dem Brand des Wohlthätigkeitsbazzars in Paris den Weg gebahnt habe; aber um dieses für immer verstummen zu lassen, hatte der Graf ein Duell mit einem seiner Ankläger. In Neuilly befindet sich auch die wunderbare Babewanne die Ludwig XIV. für die Marquise von Pompadour aus kostbarem Marmor hatte aushauen lassen. . . .

Theater.

Matinee der „Modernen Bühne“ im „Bunten Theater“. „Im Frühling“ von Sigbjörn Obstfelder; „Rain und Abel“ von Helge Nord; „Traum eines

Herbstabends“, tragisches Gedicht von Gabriele d'Annunzio. — Im „Frühling“ ist die Liebe als das leise Säuseln schöngestirter Schwärmerie, im „Herbstabend“ als das Rasen wahnsinniger Eifersucht, in „Kain und Abel“ als das naive Naturverlangen zweier junger Menschenkinder geschildert. In allen drei Stücken Musik und Malerei — die Dekorationen waren wirklich künstlerisch — als Reizmittel, die Stimmung zu erregen, angewandt. Aber nur von Nobes Drama, dem einfachsten, das seine Lyrik noch am ehesten aus einem menschlich klaren, dramatisch bewegten Vorgang schöpft, ging eine Art lebendiger Wirkung aus. Ganz körperlos verschwebend ist Sigbjörn Obstfelders Frühlingsgeschichte. In die weiße Blütenpracht eines Gartens fluten leise von dem Landhause die gedämpften Klänge eines Flügels. Herr Winge und Frau Ring reden von den hellen Nächten, den Wiesen, deren Blumen sich im Lufthauch beugen und von den süßenhaften Gefühlen ihres Herzens. Vor zwölf Jahren haben sie miteinander getanzt und gerudert. Er liebte sie, sie ihn und sie hat dann, weiß Gott warum, einen andren geheiratet, der nun gestorben ist. Er erzählt ihr, welchen Gürtel sie damals trug, sie pflückt ihm Blumen und stammelt von der großen Freude, die ihr in diesen Frühlingstagen, gleich einer roten Blume, aus den Tiefen der Seele plötzlich erblüht ist. Man weiß im ersten Augenblick, wie es um die Weiden steht, aber Herr Winge, der nächst Beteiligte, hat weniger Eile als die Zuschauer. Erst nach langem, zierlichem Wortmenüett, das von Seelenreinheit und einem Gangesliede handelt, erfolgt der Stiefelfall. Die strahlende, feierliche Erwartung des Glückes kam in dem Spiel Alwine Wieckes zu vollem Ausdruck, manche der Wendungen sprachen zur Phantasie, aber im ganzen ließ der fatale Parfümgeruch und der Mangel aller Entwicklung keine Stimmung aufkommen.

Noch geringer und mit Fischen vermischt war der Beifall bei dem „tragischen Gedicht“ d'Annunzios. In dem Vorhof eines Schlosses, hinter dessen Gittern weit die herbliche Landschaft sich ausstreckt, harret in qualender Angst die Witwe des Dogen auf Nachricht von dem Geliebten. Sieben Kundschafterinnen — das ist echter d'Annunzio — hat sie ausgesandt. Sie sollen den Ungetreuen, der mit Panthea, der schönsten Dirne Benedigs, auf festlichem Schiff dahinfährt, verfolgen und die slawonische Zauberin, die aus der Ferne töten kann, herbeirufen. Sie kennt das Weib von früher, als sie um des Geliebten willen den Tod des alten Dogen wünschte. Vor ihren Augen steigt die Vergangenheit herauf. Aber rasch zerfließt das bleiche Bild des Gemordeten in dem glühenden Feuer, das der Gedanke an die Kisse des Geliebten entzündet. Die Slawonierin erscheint und bald nach ihr stürmt eine der Kundschafterinnen, mit Locken vom Haupte Pantheas geraubt, herbei. Etwas vom Körper der Feindin und eine Hostie machen erst den Zauber wirksam. Von dem Schiff, in dem das Volk Pantheas nackte Schönheit bejubelt, weht, immerfort aufregend, nervenpeinigend Musik zum Schloß hinüber. In das WachsBild Pantheas, das die Zauberin gefornert hat, stößt die Dogaresse mit gierigem Haß die lange Nadel hinein. Fackeln leuchten auf, den Himmel färbt glutroter Feuerchein, in wilder Ekstase laufen die Kundschafterinnen durcheinander und schreien vom Fenster her der Herrin eine Botschaft zu. Welche — war in dem Rärm kaum zu verstehen. Vermutlich ist die Feindin auf dem Schiff verbrannt. Rosa Bertens war in der Hauptrolle von padender Gewalt, aber das Opernhafte, Gefühlslose der Handlung, ganz besonders der Schluß verbarb den Gesamteindruck.

Die schlichten Töne, die Helge Nobe in „Kain und Abel“ anschlägt, berührten im Gegensatz zu dem Outrierten der beiden andern Einakter doppelt angenehm. Der kolossale Beifall, wenn er der Dichtung und nicht vorwiegend dem lebenprühend-anmutsvollen Spiele Marie Wendts als Hagar gelten sollte, schoß wohl beträchtlich übers Ziel. Immerhin: es ist ein Stück, das wohl die Aufführung verdient hat. So wenig die Kostüme, so wenig können selbstverständlich auch die Gefühle, die der Dichter in die Fabel kleidet, urweltlich echt sein. Was Nobe schildert, ist Raibetät, wie der Kulturmensch in idyllischer Stimmung sie erträumen mag, Raibetät, die darum aber, so unhistorisch das Gewand, nicht reizlos sein muß. Was Kain in diesem Stück zum Brudermörder treibt, ist ein dumpfer, eiferluchtiger Instinkt. Stolz erzählt er dem jüngeren Bruder, der außer der Mutter noch kein Weib gesehen, daß er ein Mädchen aus fremdem Stamm mit Keulenschlag betäuben und entführen werde. Lachend über die Steine der Felschlucht springend, eilt die frische, Blonde Evastöchter auf ihn zu. Sie mochte Kain, den Starke, aber wie sie den lichten Abel neben dem Bruder erblickt, weiß sie sofort, wen sie noch lieber hat. Listig packt sie Kain beim Ehrgeiz seiner Stärke. Er soll zeigen, wie schnell er laufen kann; sie will mit Abel zusehen. Doch rasch ist das vergessen. Sein Flötenspiel bezaubert sie. Partes und Drolliges ist in dieser Liebeszene, die den Erfolg entscheidet, aufs glücklichste gemischt. Wie der Betrogene zurückkehrt, faßt ihn der Zorn beim Anblick der Verliebten, er wirft Hagar zu Boden und schleudert Abel vom Rand des Fessens in die Tiefe. Und das Mädchen, vor dem Finsternen fliehend, springt dem Geliebten nach. Neben Marie Wendt, die eine große Ueberraschung bot, war auch Emil Birron wirkungsvoll in der Rolle des Kain. — dt.

Buntes Theater, „Lorenzo di Medici“. Schwank in vier Akten von Rudolf Mittner. — Es ist etwas Drollig-Verantwortlicher Redakteur: Carl Feid in Berlin. — Druck und Verlag: Borna's Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

Mührendes in dem Eigensinn, mit dem Hochbegabte so oft gerade das, was ihrem Talent vermag ist, am eifrigsten begehren. Wer kann wissen, vielleicht hat Rudolf Mittner, der prächtige Schauspieler des Deutschen Theaters, beim Niedererschreiben des Lorenzo stolzere Vaterfreuden gefühlt als in den Stunden, in denen er das Bild eines Oswald, eines Meister Anton, eines Fuhrmann Henschel mit wunderbarer, leiblich-lebendig machender Kraft nacherschuf. Daß ihm auch später, als die ersten Aufregungen der Empfangnis kompromittierlicheren Jüge der kleinen Mißgeburt, ist freilich bedenklicher, doch Liebe macht blind. Aber die Direktion, die sich erbot, den ungeratenen Sprößling vor versammeltem Theater-volk aus der Taufe zu heben, hat keine solche Entschuldigung. Wenn nicht um des Publikums, so um des Vaters willen hätte sie den Dienst verweigern müssen. — Rentier Laurenz Gampel, Karl Bumke, Maler Lohengrin Burre, Schriftsteller Leonor Meier-Mirdorf, was diese malerischen Namen des Theaterzettels ahnen lassen, das geht im schlimmsten Sinne in Erfüllung. Die an sich gewiß nicht üble Idee, ein paar Typen aus der untersten Künstlerbohème satirisch zu vertieren, wird mit dem Mißzeug, mit den Charakterisierungs- und Situationsmitteln ältester Poffen-tradition ausgeführt und so gründlichst verpfuscht. Gampel ist der Gampelmann in den Händen der Burre, Bumke usw. Er liefert ihnen den Cognac, er kauft ihre Bilder, er übernimmt ein Theater, in dem die Dramen der alkoholischen Kraftgenies gegeben werden sollen. Daher sein stolzer Mäcenaten-Name Lorenzo di Medici. Der zweite Akt, in dem man den ersten Durchfall dieser neuen Bühne hinter den Coulissen miterlebt, ist jedenfalls der handlungsreichste. Der Budel rutscht dem verwachsenen Helben, sobald er auf die Bühne stürmen will, abseits, den weniger edlen Körperteilen zu. Perrücken werden vertauscht, ein verrückter Sternendichter — es war die relativ beste von Schwaiger höchst natürlich gespielte Rolle — bemächtigt sich des Mondlichts; wenn der Vorhang fallen soll, kracht die Donner-maschinerie usw. usw. Hier und dort so etwas wie ein lustiger Einfall, der aber in dem Schwall trivialer Turbulenz rettungslos untergeht. Im Schlusakt reuige Rückkehr des Medicäers zu den heimischen Penaten. Die Prügel, die die Frau ihm zugebacht, sind ihm vom Publikum bereits in dem Theater appliziert. — Gelatscht wurde heftig, Mittner mußte mehrmals erscheinen. — dt.

Humoristisches.

— Stehende Redensart. Der gutmütige Herr begegnet einer Dame seines Bekanntschaftskreises, welche in tiefer Trauer ist.
 „Aber wer ist Ihnen gestorben, Gnädige?“
 „Mein Mann. Wußten Sie das nicht?“
 „Nein, wahrhaftig! Keine Ahnung! Aber wie leid mir das thut! Herzliche Kondolation! Und was sehte ihm?“
 „Er hat sich eine sehr heftige Lungenentzündung zugezogen!“
 „Ach Gott, hm! hm! hm! Na, liebe, gute Frau Witmann, ganz so schlimm wird es nicht gewesen sein.“
 —
 — Nach dem Wohlthätigkeitsfest. A.: „Heut' Nacht hab' ich einen betrunkenen Herrn im Schnee gefunden und heim-geschafft.“
 B.: „Was hat er Dir denn geschenkt?“
 A.: „Einen Sektprospen.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Ein Tolstoi-Album wird demnächst die russische Zeitschrift „Die neue Welt“ veröffentlichen. Das Album wird neben allen Bildern, die sich auf Tolstoi beziehen, auch alle Karikaturen bringen, die je über ihn publiziert wurden.
 — Die Direktion des Kleinen Theaters hat das Neue Theater gepachtet, um den Autoren gerecht zu werden, deren Stücke, laut kontraktlicher Verpflichtung, noch in dieser Saison aufgeführt werden sollen.
 — Das Wiener Operetten-Ensemble eröffnet am 10. Februar sein Gastspiel im Central-Theater mit der amerikanischen Operette „Das Mädchen von der Heils-armee“.
 — Zwei altägyptische Standbilder, die aus den Jahren 2500 v. Chr. und 1800 v. Chr. stammen, sind für die ägyptische Abteilung des Berliner Museums angekauft worden.
 — Eine silberne Platte von 43 Centimeter Durchmesser mit reich verziertem Rand, auf dem in flachem Relief Masken und Tierkämpfe angebracht sind, ist für das Antiquarium des Berliner Museums erworben worden. In der Mitte der Platte ist ein kleines rundes Relief mit der Darstellung eines von einem Löwen verfolgten Reiters. Die Platte ist gegossen; der Fund soll aus Karnak stammen.
 — Die Zahl der Slaven berechnet der Statistiker Professor Niederle in Prag gegenwärtig auf 138 591 800 und zwar 95 300 000 Russen und Ruthenen, 19 125 000 Polen, 9 500 000 Tschechoslaven, 8 210 000 Serben und Kroaten, 4 850 000 Bulgaren, 1 450 000 Slowenen und 156 800 Wenden.
 — In der Grotte von Stalden bei Schwyz wurde ein großer unterirdischer Wasserfall entdeckt. —